

Laudatio zum Jubiläum

30 Jahre Frauenzentrum e.V. in Rüsselsheim,

das ist eine stolze Zahl und gleichbedeutend mit wundervollen drei Jahrzehnten der „Liebe zur weiblichen Freiheit“ – wie es die Einladung zur heutigen Feier so schön auf den Punkt bringt. Das sind drei Jahrzehnte konzeptioneller und politischer Arbeit, Bildung, Beratung, Coaching von Frauen für Frauen. Liebe Frauen: dafür sollte man Euch zuallererst danken. Und lieber Herr Oberbürgermeister, lieber Herr Bürgermeister, liebe Angehörige des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung: *gratulieren* kann man der Stadt Rüsselsheim zu dieser Einrichtung.

Über drei Jahrzehnte hat das Frauenzentrum einen konsequent feministischen Standpunkt in den gesellschaftlichen Debatten der Zeit formuliert und wird das hoffentlich auch noch eine ganze Weile tun.

Aber: Wer oder was ist eigentlich eine Feministin? Das fragt man sich heute mehr als vor 30 Jahren. Beim Frauengipfel letzte Woche in Berlin bezeichneten sich die als First Daughter angereiste Ivanka Trump ohne zu zögern als Feministin – die Frau des niederländischen Königs auch.

Nur die Kanzlerin zögerte und meinte, sie wolle sich „nicht mit dieser Feder schmücken“. Man könne abstimmen lassen, ob sie als eine solche durchginge.

Nun kann ich mich recht gut an gar nicht so entfernte Zeiten erinnern, wo Feministin nicht gerade ein Ehrentitel war, mit dem man sich in der Öffentlichkeit schmückte. Da musste man sich eigentlich immer mit einem Klischee auseinandersetzen: dem der verbiesterten Emanze. Sie wissen schon: lila Latzhose, aggressiv, humorlos, ewig am Rumdiskutieren und so weiter. Aber das Klischee ist passe und offensichtlich ist der Feminismus im Jahr 2017 irgendwie sogar chic.

Irgendwie irritiert mich das. Und wenn wir heute die Geschichte des Frauenzentrums an uns vorüberziehen lassen, dann sollten wir uns vielleicht zunächst dies in Erinnerung rufen: dass einen feministischen Standpunkt einzunehmen vor 30 Jahren und noch wenig vor 42 Jahren, als das Frauenforum die Arbeit aufnahm, nicht bequem war. Da musste frau schon die eigene Komfortzone verlassen.

Im Jahr 1975 hieß Feministin sein, sich bedingungslos für die Belange von Frauen einzusetzen und für Frauen in ihrer ganzen Verschiedenheit etwas zu wagen. Feministinnen trauten sich was, sie trauten sich auch, peinlich zu sein.

Und in einer nicht ganz so großen Stadt wie Rüsselsheim hieß das zugleich, sich immer und überall zu rechtfertigen: vor der Verwandtschaft, der Nachbarschaft, im Freundeskreis und im Betrieb.

In einem Papier für den Magistrat und die Fraktionen fassten die Frauengruppen in Rüsselsheim ihre Ziele für das Frauenzentrum 1985 so zusammen: *„Veränderungen des Bewusstseins – bei uns und anderen, Veränderungen des persönlichen Handelns und eine geschärfte Wahrnehmung der Situation im sogenannten privaten wie öffentlichen Bereich,*

Kritikfähigkeit fördern, Mut machen, Stärke geben, im Kleinen anfangen, Wut wecken, Kräfte freisetzen, kreativ und konstruktiv agieren.“

Sie sehen: Im Frauenzentrum sollten nie keine kleinen Brötchen gebacken werden. Aber 1985 sind wir schon mittendrin in der Geschichte. Es lohnt sich auch, einen Blick zurück zu den Anfängen zu werfen.

374 mehr oder weniger prominente Frauen erklärten im Stern 1971 „Ich habe abgetrieben“ und forderten dieses Recht auch für ihre weniger privilegierten Geschlechtsgenossinnen ein. Der Frankfurter Frauenkongress vom 11. März 1972, der auf die Aktion folgte, gilt als Geburtsstunde der neuen Frauenbewegung in Deutschland, wenn man mal von dem berühmten Tomatenwurf des Frankfurter Weiberrats auf die Genossen, die die Geschlechterfrage als Nebenwiderspruch abtaten, absieht.

Was war das für eine Zeit für uns Frauen? Auf Abtreibung standen bis zu fünf Jahre Gefängnis. Der Ehemann durfte als Familienvorstand noch über die Berufstätigkeit seiner Frau entscheiden. Berufstätige galten als Rabenmütter: zutiefst bemitleidet wurden die Schlüsselkinder, die zuhause nicht von der treusorgenden Mutter empfangen und zu den dampfenden Suppenschüsseln geführt wurden.

In Rüsselsheim wie anderenorts startete die Frauenbewegung mit der Kampagne um den §218. Und hier wie andernorts machten die Frauen die gleiche Erfahrung: die Männer besetzten bei den öffentlichen Veranstaltungen die Podien, die Arbeit im Hintergrund leisteten die Frauen.

Das Private ist gar nicht nur privat, es ist politisch – und zwar über alle Maßen, das erkannten die Frauen damals, und dass es höchste Zeit war, die politischen Podien selbst zu besteigen. Nach dem Karlsruher Urteil zum § 218 hatte sich die Sache nicht erledigt. Auf ihre Erfahrungen aus der Abtreibungsdebatte bauten die Frauen der ersten Stunde auf. 1975 gingen sie mit der Forderung auf die Rüsselsheimer vhs zu, den organisatorischen Rahmen für ein Frauenforum zu liefern. Der Antrag war schnell positiv und nach dem Wunsch der Antragstellerinnen beschieden: Und in einer Zeit, in der das Frauenprogramm so mancher deutschen Volkshochschule noch aus Koch- und Handarbeitskursen bestand, standen in Rüsselsheim plötzlich ganz neue Themen auf dem Plan: Frauen in der Geschichte, Frauen im Sozialismus, Frauen in der Arbeitswelt, Paragraph 218, Sexualität.

Frauenarbeit war zunächst Frauenbildungsarbeit, die in Form und Inhalt in der Hand der Frauen lag. Und Bildung wurde zuallererst verstanden als Selbstbildung. Gemeinsam wurden Bücher gelesen, die Themen erarbeitet, die Ergebnisse im Plenum vorgetragen und diskutiert. Und dann gab es die offenen Veranstaltungen – offen auch für Männer.

Die waren und werden übrigens gern gesehen – aber nicht unbedingt als die Kerle, die den Mädels sagen, wo es lang geht, sondern als Zuhörer, als Diskussionspartner, als Gefährten, mit denen man sich auf den Weg machen konnte, um verkrustete Strukturen aufzubrechen.

Dass frau sich von den Meinungsführern in Betrieb und Politik nicht mehr unterbuttern ließ, diese Erkenntnis musste erst langsam reifen. Unerhört war es da, dass sich das Frauenforum herausnahm, die Lage der Frauen bei Opel unter die Lupe zu nehmen. Bei einer Veranstaltung im Februar 1976 hatte es sich die Betriebsrätin Annelore Judisch

eingeladen, um über die Lage der Frauen in der Arbeitswelt zu debattieren. Und prompt reisten zahlreiche Opelener, darunter ein Hauptabteilungsleiter an, um die Debatte zu unterbinden und mit der vermeintlichen Nestbeschmutzerin abzurechnen. Die Löchrigkeit ihrer Argumentation machte das Frauenforum in einer öffentlichen Stellungnahme deutliche. Und fürderhin hatte frau einen Grund mehr, sich auch in der Zukunft diesem Thema zu widmen.

Z.B. die Lotterladys, der kabarettistische Ausleger des Frauenforums, der mit einigen Tipps für Gewerkschaftsfrauen aufwartete, die abends zu einer politischen Veranstaltung müssen und IHM (ihm großgeschrieben) zuhause nicht zur Verfügung stehen können:

1. „Wir kochen vor – eine pure Selbstverständlichkeit und bereiten ihm eines seiner Lieblingsgerichte.
2. Wir stellen das Geschirr bereit – wir wollen ja nicht, dass er erst in der Küche rumsuchen muss, wo er was findet.
3. Wir decken den Tisch diesmal besonders liebevoll, legen die Fernsehzeitung bereit und kreuzen die interessantesten Sendungen des Abends an.
4. Wir stellen natürlich das Bier kalt und legen die Telefonnummer, unter der wir zu erreiche sind, unter das Telefon – für Notfälle.“

Das konnten die Frauenforumsfrauen auch: die anderen und sich selbst auf die Schippe nehmen. Die Lotterladies waren ein Aushängeschild des Frauenforums.

Das Forum selbst differenzierte sich in unterschiedliche Formate und Arbeitsgruppen aus. Früh hatte man sich Gedanken über eine Organisationsform für alle Interessen und verschiedene Arbeitsformen gemacht, die den ersten Kontakt möglichst erleichtert und keine unnötigen Hierarchien schafft. Und schon im Dezember 1976 war klar: das reicht alles noch nicht aus: für das zwanglose Gespräch, den vertrauensvollen Austausch, die gemeinsame Arbeit an den Inhalten, die Vorbereitung politischer Aktionen braucht es schlicht Räume.

Überhaupt die politische Arbeit: Die Frauengruppen wollten kein „zurückgezogenes biologisch-dynamisches Zimmergärtner“. Sie wollten etwas bewirken – bei den anderen und sich selbst. Der Rückzug in Selbsterfahrungsgruppen und Gesprächskreise war dabei ebenso wichtig wie die politischen Aktionen, etwa 1980/81 der Kampf gegen die Startbahn West, 1983 gegen die Stationierung von Atomraketen nach dem Natodoppelbeschluss.

Und 1985 setzten sie dazu an, den Traum vom Frauenzentrum in die Wirklichkeit umzusetzen und die Bewegung damit in einen neuen Aggregatzustand zu überführen. „Wir halten unsern Mund nicht mehr, es muss ein Frauenzentrum her“ reimte frau da und forderte das DGB-Haus in der Haßlocher Straße. Die Arbeit hatte sich in den Jahren mehr und mehr professionalisiert und jetzt galt es, dafür endlich die nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen.

Das Frauenzentrum sollte autonom und selbstorganisiert sein, ein Kommunikationszentrum, ein Ort für Beratung, für kulturelle Angebote, für Frauenbildung und für die Koordination der verschiedenen Gruppen. Kultur war dabei nicht das schmückende

Sahnehäubchen, sondern machtvolle Kritik an den Verhältnissen: „Kultur ist immer kritischer Einspruch, ist immer Denunziation von Herrschaft.“

1987 gründete sich das Frauenzentrum Rüsselsheim e.V. Das war ein neuer Anfang, dem nach Hermann Hesse ja bekanntlich ein Zauber innewohnte. Aber bei allem frischen Schwung: die frauenpolitische Forderung, dass professionelle Arbeit auch bezahlt werden muss, konnte zunächst einmal nur sehr bedingt eingelöst werden. Mit einer ABM-Stelle war noch nicht das Ziel aller Wünsche erreicht. Aber in der Folge gelang es zunehmend, den professionell arbeitenden Mitarbeiterinnen eine geregelte Beschäftigung anzubieten. Und auch wenn das Frauenzentrum nun zunehmend Dienstleisterin wurde, natürlich war es kein Arbeitgeber wie jeder andere: es verlangt von den Mitarbeiterinnen neben einer klaren feministischen Haltung einen souveränen Umgang mit Unsicherheit und den komplizierten Aushandlungsprozessen in einem Verein. Hauptamtliche und Ehrenamtliche wollen alle zu ihrem Recht kommen. Und schließlich gilt es, den Spagat aller autonomen Projekte auszuhalten, zwischen Autonomie und der berühmten „Staatsknete“.

1997 zog das Zentrum in die größeren Räume im Landrat-Harth-Heim um. Selbstbewusst formulierten die Frauen inzwischen, was längst als Tatsache vor aller Augen stand: wir sind ein Aushängeschild der Stadt! Rüsselsheim hatte, was die Frauenförderung anbelangt, nicht zuletzt dank des Zentrums einen sehr guten Ruf.

Aber eine Institutionalisierung machte auch anfällig – der Schwung der frühen Jahre wurde 2003 jäh gebremst, als die Landesregierung hessenweit ein Streichkonzert bei den Frauenprojekten startete, bei den Frauenhäusern, den Maßnahmen zum beruflichen Wiedereinstieg, den Bildungsprojekten wurden knapp 2,8 Mio. € jährlich gestrichen.

Beinahe wäre auch das Rüsselsheimer Zentrum damit Geschichte gewesen. Einzelne Mitarbeiterinnen verließen das Haus, gingen in die Arbeitslosigkeit und wechselten die Stelle. Nur mit Mühe, mit dem Einsatz des Kreises Groß-Gerau, der einen Orientierungskurs für Berufsrückkehrerinnen förderte, auch über die Kooperation mit der vhs bei Trainingsmaßnahmen für Frauen im Sozialhilfebezug, mit geförderten Angeboten für berufliche Beratung konnte die Arbeit weiter gehen.

Heute ist das Frauenzentrum als Träger von Frauenbildung, als Beratungsinstanz, als kultureller Veranstalter aus der städtischen Kultur- und Bildungslandschaft eigentlich nicht mehr wegzudenken – ich sage eigentlich, weil fast 15 Jahre nach dem hessischen Streichkonzert die Lage noch immer fragil ist. Noch immer ist der Erhalt der professionellen Strukturen von Projektanträgen abhängig. *Et is noch immer jot jegangen*, sagt der Kölner, aber die Sache kann auch einmal schief gehen. Wenn plötzlich Förderlinien eingestellt werden und Prioritäten neu gesetzt werden.

Und dann sind 30 Jahre Frauenzentrum nur noch Geschichte, die Sie sich bei uns im Museum und im Archiv anschauen können. Und auch uns im Museum ginge so eine Partnerinstitution verloren, mit der es eine lange und fruchtbare Tradition der Zusammenarbeit gibt.

Was würde der Stadt dann fehlen? Ich weiß nicht recht, was Amerika fehlen würde, wenn die *Feministin* Ivanka Trump mitsamt ihrer Schmuckkollektion nach Neuseeland

auswandern würde. Ich weiß aber, was Rüsselsheim mit den Feministinnen aus dem Frauenzentrum fehlen würde.

Es würde eine gesellschaftliche Instanz fehlen mit drei Jahrzehnten Erfahrung in der Analyse dessen, was ist nötig, um die Gleichstellung voranzutreiben: was tun gegen Gewalt und Rassismus, gegen Sexismus, für die Selbstbestimmung von Frauen? Was fehlen würde, wären gestandene Feministinnen mit einem klaren Blick auf die Zustände.

Und so gesehen, wäre es doch ganz schön wenn der Begriff gesetzlich geschützt würde:
© Feministin – auf zum Patentamt!

Herzlichen Glückwunsch!

Dr. Bärbel Maul